

Vom Biedermeier und seiner Kultur

Autor(en): **May, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 26

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644195>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Du heiratest?“ Er staunt sie an. Für Söhne sind Mütter immer alt. Er wundert sich eine Weile lang, dann fällt ihm ein, daß sie noch nicht einmal vierzig ist.

„Ja, ja. Dann wird ja alles gut zwischen uns“, sagt er.

Sie läßt sich das auszahlen, was das Testament ihr zuerkennt. So viele Stüde Vieh und soviel in barem Gelde. Sie feilscht nicht mit dem Sohne, aber sie wahrt ihr Recht, wie er zu allen Zeiten sein Recht gegen sie wahren würde.

Vier Wochen nach dem Markttage ist die Hochzeit. Ihr Sohn ist bei der Trauung. Auch seine künftige Braut und ihre Leute.

„Wie eine Junge schaut deine Mutter aus! Wär' niemals gut gewesen, zwei so junge Frauen auf deinem Hof!“ sagt der Schwiegervater.

Die Mutter gibt dem Sohn die Hand. Schaut ihn an. Klein lag er ihr vor Jahren am Herzen, entwuchs, wurde hart, wollte sie in verfrühtes Alter hineindrängen. Etwas schuldbewußt, aber fest schaut ihr der Sohn ins Auge zurück.

Der Hof, auf den sie zieht, ist groß. Alles hat sie sich, bevor sie hinfam, genau angesehen. Nach dem bescheidenen raschen Mahl, das sie einer kleinen Anzahl von Verwandten geben, geht sie gleich an die Arbeit. Mit hochgekrempelten Ärmeln, schweren Schuhen hockt sie im Stall bei einer kalbenden Kuh. Schickt die Magd hin und her, schafft mit dem Knecht, so, als läße sie schon jahrelang hier als Bäuerin fest, nichts ist ihr fremd. Eine große, starke Ruhe ist in ihr. Jung leuchtet ihr Gesicht aus dem Stalldunkel. Der Mann kommt und sucht sie, schilt mit leiser Stimme über ihr Arbeiten am heutigen Festtage. Ihr Lachen, laut, hell, froh, stark, dringt ihm entgegen.

Ein halbes Jahr vergeht. Selten kommt sie auf den Giebelhof. Arbeit, Glück, Behagen fesseln sie an die neue Heimat. Und dem jungen Paar auf dem alten Hof kommt sie nicht immer gelegen. Eifersucht bohrt in der jungen Frau. Zu oft hat sie von Knechten, Mägden und Mann „die Frau“, wie alle die Mutter nennen, loben hören müssen. Die reife Frau merkt es, lächelt. Grünzeug, junges! Saffstrotzend, klug, sicher, auf festen Beinen steht sie selbst im Leben.

Stiller wird der Sohn. Erstes Ehejahr zwischen sehr jungen Leuten ist immer Ehekampfsjahr. Oft kommt er zur Mutter um Rat. Einmal, in dämmeriger Stunde, sie kann sein Gesicht nicht mehr ganz deutlich sehen im Stubendüster, sagt er:

„Oft mein' ich, wir hätten dich gebraucht, Mutter.“

Sie legt die Hand auf seine Hände. Sie weiß, kämpfen muß jeder allein, jeder für sich. „Mußt dich durchringen. Es wird gehen! Man wird reifer, auch sie!“

„Wenn sie das Kind bekommt, wird es besser!“ meint er. Sie nickt.

Später, als er geht, steht sie auf dem Hügel und sieht ihm nach, sieht nur seinen Schatten, denn dicke Dunkelheit fällt. Rings um sich fühlt sie den Hof, auf dem sie ihren Platz hat, den Ehrenplatz und ihre Arbeit.

Unverdrängte, starke, strotzende Lebensfülle, Kraft, die noch reichlich spenden kann, Kraft, die in ihrer reifsten Blüte nie und nimmer ins Ausgeding gehört, blüht in ihr. Still steht sie und horcht in sich hinein. Steht und schaut stark und froh ins warme Dunkel, kreuzt behutsam lächelnd die Hände überm Leib, der ein neues Leben trägt.

Vom Biedermeier und seiner Kultur. Von H. W. May.

Biedermeier — das ist die „gute, alte Zeit“. Dieser Begriff schwankt allerdings durch mehrere Jahrhunderte.

Eichendorff, der größte Lyriker, der größte Dichter vielleicht überhaupt, den die Biedermeierzeit hatte, spricht in seinen Gedichten, in seinem köstlichen „Taugenichts“, im „Schloß Dürande“ von der „guten, alten Zeit“ und meint damit das Rokoko, weil er Adeliger und Schloßbesitzer war und für Adel und Besitz das Biedermeier eben zu „modern“, zu „bürgerlich“ war. Für uns, die wir die mannigfachen Umwälzungen hinter uns haben, wird bald die Zeit vor dem Kriege als eine „gute, alte Zeit“ erscheinen, wie heute schon unsere Großeltern von ihrer Jugend als von einer guten alten Zeit zu sprechen gewohnt sind. Immer wird die „gute, alte Zeit“ besser erscheinen als die Gegenwart.

Und dennoch trägt keine Epoche mit mehr Recht diese Bezeichnung als gerade das Biedermeier, denn es war wirklich und wahrhaftig eine „gute, alte Zeit“, eine Zeit, in der Güte höchste menschliche Tugend war. Eine Zeit, zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen alter und neuer Geschichte, zwischen Napoleon in Frankreich und Bismarck in Deutschland, zwischen zwei Kriegen, zwischen Revolution und Revolution, zwischen Reifrod und Krinoline, zwischen Adel und Arbeitertum, zwischen Robespierre und Marx, zwischen dem höfischen Feudalismus seiner letzten Machtentfaltung und patrizialischem Bürgertum. —

Biedermeier, das ist die Zeit etwa von 1815, von dem Ende der Freiheitskriege, bis zu den Tagen der Berliner Revolution von 1848, deren Wellen insgeheim bis weit hinein in die Schweiz drangen, zwischen Blücher und dem dritten Napoleon, dem ersten und dem zweiten Empire, der Königin Luise und der Kaiserin Eugenie, zwischen Beethoven und Wagner, Leipzig und Olmütz, dem Turner Zahn und dem Präsidenten Simson.

So war das Biedermeier eine politische, mehr noch aber eine kulturelle Epoche. Die Gotik schuf den Gläubigen und Hörigen, die Renaissance das freier denkende und künstlerische Individuum, das Barock den absoluten Fürsten, das Rokoko die Kultur der Höfe und der Höflichkeit der Kavaliere, die Kultur des Adels. Das Empire verkündet den Sieg der ersten Revolution, ist das Zeitalter des Humanismus, des Kosmopolitismus, einer neuen Klassik, des Napoleonidentums, der Graezisierung Europas.

Im Biedermeier geht die Epoche noch eine Stufe tiefer; das Bürgertum, durch die Revolutionen frei und mündig geworden, erwacht und baut eine kleine Weile eine Welt auf für sich und aus sich heraus, um bald wieder in sanften Freiheitschlaf zu verfallen. So ging die Entwicklung vom Kaiser zum Fürsten, zu den Baronen, zum Bürger über und dann schritt die Zeit fort zur Gegenwart. —

Die Zeit nach 1815 ist ausgefüllt von liberaler und nationaler Opposition, liberal zu nennen gegenüber dem absoluten Fürstentum, national gegenüber dem Franzosentum und dem humanistischen Weltbürgertum; die Alten lebten noch halb im Rokoko, die Jungen dachten schon an die nächste Revolution.

Dazwischen steht der Bürger jener Zeit, stolz, reich oder mindestens wohlhabend, mit dem Säbel der Bürgerwehr umgürtet, ein Hüter seiner neuerkämpften Freiheit. Der Bürger fühlte sich von innen heraus wachsen, nun er endlich eintreten durfte in die Geschichte und die Reihen derer, die Geschichte machen, sieht endlich seine Ideale sich verwirklichen, seinen ersehnten politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Fortschritt marschieren. Dennoch, in keinem Augenblicke seiner Herrschaft verleugnet er sich selbst im geringsten. Die Geste des in die politische Arena eintretenden Bürgers ist sehr — bürgerlich und bleibt bürgerlich. Er versucht zwar nachzuahmen, wie ehemals die Großen sich räusperten und spuckten, aber es will ihm nicht gelingen, seine Nachahmung bleibt unzulänglich und so ist der Bürger nach 1815 immer nahe daran, Karikatur zu sein — Herr Biedermeier! —

Der Kampf des neuen Bürgers ist mannigfaltig. Wir denken an den deutschen Burschenkampf, die schwarz-rot-goldene Idee, die 1848 einen kurzen Pyrrhussieg sich errang, an die verhängnisvolle Ermordung Kogebues, an das Hamburger Fest, den Frankfurter Putsch, den preußischen Zollverein, die ersten Eisenbahnprojekte Friedrich List's, die verschiedenen Verfassungskonflikte, Hungerkrawalle, den schlesischen Weberaufstand, die Polenfeinde, die Griechenbegeisterung. Das alles waren Kämpfe und das alles schloß Leiden ein, — aber das alles ging auch ein wenig — spielerisch vor sich. Es kam überall nichts Rechtes dabei heraus und am meisten litt das Ehrlichste der Zeit: die Begeisterung der freiheitsgesinnten Jugend, deren Ideale ein Metternich schuftig zertrat und für die Männer wie Arndt, Zahn und Fritsch Reuter bitter büßen mußten.

Denn gegenüber standen ja die Fürsten von Gestern, die es ihren Untertanen wenig dankten, daß sie ihnen den bösen Napoleon vom Halse geschafft hatten. Der Bürger machte in Liberalismus, — der Fürst in Reaktion und Restauration. Damals, als die Bürger von Elbing für die berühmten sieben tapferen Professoren von Göttingen eintraten, erfolgte jener klassische Verweis von oben, der die ganze Situation der Zeit so gut beleuchtet: „Denen Untertanen meiner Staaten ziehnt es nicht wohl an die Handlungen des Staatsoberhauptes den Maaßstaab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in gar düntelhaftem Uebermuth ein öffentliches Urtheil über die Rechtsmäßigkeit derselben anzumachen.“ Und damals war es, daß ein Fürst Reuß-Lobenstein nach einer alten Zeitungsnotiz, sechs Landwehrmännern, die sich opferwillig bei einem Brande betätigten, entschoß „öffentlich allerhöchstselbst dieselbigen zu beloben, indem er dem Ältesten derselben, nachdem sich dieser durch seinen Tauffchein als solcher ausgewiesen, zum Zeichen Allerhöchst seiner Zufriedenheit und Anerkennung Höchst eigenhändig — die Hand drückte.“

Das also war die Rehrseite jener „guten, alten Zeit“, übrigens einer Zeit, in der es den von Hardenberg befreiten Bauern so schlecht ging, daß viele von ihnen die alte Leibeigenschaft dem neuen Hunger gerne vorgezogen hätten und gar viele von ihnen die neu errungene Freiheit dazu benutzten, nach dem glücklicheren Amerika auszuwandern. So betrug z. B. die Auswanderungsziffer 1847 110,000 Mann.

Etwas glücklicher war Herr Biedermeier in seiner so oft gerühmten Biedermeier-Kultur.

Die Malerei überwand bald den klassisch-epischen Stil der Münchner Schule; die Düsseldorfer Akademie fand neue Stoffe, die durchschlugen, nämlich Balladen, Volkslieder, Ritter- und Räuberromantik, also vorzüglich Themata, die dem bürgerlichen soziologischen Erlebnisfeld fremd waren und daher Sensationswert für den Bürger besaßen. Den Sieg des romantischen Bürgertums in der Kunst errangen die Maler Ph. O. Runge mit seinen Kinderbildnissen — (Runge war der Künstler größten und weltgütigsten Formats, den die deutsche Biedermeier-Kunst hervorbrachte) — dann Caspar David Friedrich mit seinen Landschaften, Ludwig Richter mit seiner weichen und überall unstarren Kleinbürgerwelt, Schwind mit seinen Märchenfresken und besonders Spitzweg, der als Außenreiter und Selbstmädman als Einziger wirklich große Kraft und große, feine Ironie seinen Gestalten mitgibt, den Liebhabern, Reisenden, Kaffeenzüchtern, komischen Alten und Junggejellen und den anderen Originalen seines Binsels.

Die größte Leistung der Biedermeierzeit, die schönste Leistung des Bürgertums überhaupt, ist die Schöpfung einer neuen, häuslichen Kultur. Das Biedermeierzimmer ist bis heute eine der köstlichsten Rundgebungen bürgerlichen Geistes geblieben. Der Biedermeierstil ist ein Nachklangstil des Empire, der das Empire auf die Spitze seiner höchstmöglichen Vereinfachung treibt, um von da ab mit neuen Zutaten an Stil und Erfindung aufzuwarten. Die pomphaften

Bronze- und Metallbeschläge des Empire waren das erste, was fallen mußte, weil die Zeit arm war, und die Einlegetechnik des Empire mußte sich Vereinfachungen gefallen lassen. Schlicht war der Aufbau des Möbels, ohne Umschweife und ohne Gewalttätigkeit. Die Biedermeiermöbel sind schön, schön in jenem vollendeten Sinne der einfachen Schönheit, der schönen Einfachheit, der aparten Zweckdienlichkeit. Dazu Ehrlichkeit und Kostbarkeit des Materials, nämlich Birkenmaße, Kirschmaße, Mahagoni. Haupttypen des Möbels bilden sich heraus, wie der Sekretär, ein bisher unerreichtes Wunderwerk der Raumausnutzung, das heute wieder in unsere Möbelfunktion einzuführen beginnt. Dazu der geradlinige Spiegel, die Kommode, und — neu — die Servante, der dreiseitige, verglaste Schrank, in dem alle Kostbarkeiten der verarmten Bürger ihre Unterkunft fanden, die Porzellane, Silberfachen und Kristallgeschirre. Als Ornament findet man noch den griechischen Mäander, die Grecoque-Rante. Grün ist die Hauptfarbe, die Farbe bürgerlicher Ruhe und Ausgeglichenheit. Das Rosenmuster findet bald Unterschlupf an allen Ecken, als Stickerie, gemalt und an Klingelzügen, auf Fußbänken, Teppichen und Tapeten. An der Wand wird das Delgemälde durch den Stich verdrängt und gar bald der Stich durch die Silhouette.

Bürgerlich ist auch die Mode, die Kleidtracht. Nachdem kurze Zeit und aus politischen Gründen sich das sogenannte „altdeutsche Gewand“ durchzusetzen versuchte, das sich heute noch im Wids unserer Farbstudenten erhalten hat und von Ernst Moritz Arndt empfohlen war, trat der einfarbige Frack seinen Weg als Männerbekleidung an, bis er 1850 vom englisch-demokratischen Jackett verdrängt wurde und damit der Siegeszug der englischen Herrenmode begann, der bis in die letzten Jahre andauerte und erst heute ins Wanken gerät.

Die Frauenmode legt um 1820 das Kleid der Königin Luise, das Empiregewand, ab; der Gürtel rutscht in die Taille, die Ärmel werden länger und breiter, die Frisur wird kleiner und verbirgt sich unter einer Haube, diese unter einem Hut mit Spitzen, Bändern, Rüschen, Blumen, Federn, Schleifen — das ist Zettchen Geberts Bild. Unsere Großmütter und Mütter bis 1912 heran machten die letzten Ausläufer dieser biedermeierlichen Tracht mit — so nah war uns allen noch das Biedermeier!

Später blüht der Schmuck, den wir alle noch in unseren Familientruhen verwahren; das neuerschlossene Brasilien liefert seine Topase, Afrika Diamanten, Indien Saphire und Amethyste. An die Stelle des heute als elegant geltenden Pelzes trat seinerzeit der Schal, der indische, türkische oder chinesische Seidenschal, der nicht weniger repräsentabel und nicht weniger — teuer als heute ein Pelzmantel war.

Als um 1840 herum der Bürger wieder wohlhabender zu werden beginnt, beginnt zugleich Ende und Verfall des guten Biedermeier. Der Rock wird weiter, der Volant taucht auf; Polster, Einlagen und Fischbein helfen die Stofffülle tragen: die Krinoline, eine Wiederholung des Rokoko-Reifrodes, tritt ihren Siegeszug an, die Bürgerin verläßt ihre Linie und will sich tragen wie eine Hofdame des Biedermeier — jetzt hat sie ja wieder das Geld dazu. Die Kaiserin Eugenie beherrscht die Mode der Zeit.

Ihr Widersacher Bismarck betritt den Plan. Die Geschichte wird aus dem Mahagonizimmer in die Arena europäischer, deutsch-französischer Politik getragen, die Ära der europäischen politischen Ententen bahnt sich an, Politik und Wirtschaft wird „europäisch“, „international“.

Das Bürgertum, trotz allen Kosmopolitismus, national, hat ausgespielt.

Herr und Frau Biedermeier sterben.

Und mit ihnen versinkt eine „gute, alte Zeit“.

Die heute schon durch eine andere „gute alte Zeit“, die Vorkriegszeit, übertrumpft ist.

Und damit beginnt — Geschichte zu werden.